

Berlin – Paris – New York, Passkontrolle: „The purpose of your visit, Sir?“ „I am giving a speech at a conference about ‘restorative justice‘“, antworte ich verschlafen und denke: „Die Amerikaner wollen es aber genau wissen.“ „What is restorative justice?“ Was soll das jetzt? Will er ein Fachgespräch mit mir führen oder ist das typisch amerikanische Aufgeschlossenheit? „I cannot explain you that because I do not really know what ‘restorative justice‘ means.“ „Hey man, are you telling me, you are giving a speech about something you do not know what it is?“ Meine fachlichen Defizite bringen mich in Schwierigkeiten. Ich hätte den Vortrag nicht zusagen sollen. Der Grenzbeamte legt den Einreisestempel weg und schaut mich auffordernd an. Was ich sagte, hört sich in der Tat widersprüchlich an: einen Vortrag über etwas halten, was man nicht kennt. Wenn ich jetzt nicht fachlich nachlege, falle ich unter ‚verdächtig‘. „I am not talking *exactly* about ‘restorative justice‘. The talk will be about ‘family group conferencing‘.“ „And what is family group conferencing?“ schießt mir die Antwort entgegen. Interessiert ihn das jetzt wirklich oder hängt davon meine Einreiseerlaubnis ab? Mein Gott, was ist eine family group conference? Wie soll man das einem Grenzbeamten erklären? Ich erwäge zu antworten, dass es zu lange dauern würde, ihm das zu erläutern, das unentwegt auf mich gerichtete, insistierende Augenpaar überzeugt mich jedoch, einen kleinen Fachvortrag zu halten: Darüber, dass es für Straftäter gut ist, wenn sie eine Gelegenheit bekommen, etwas wieder gut zu machen, dass sie das besser schaffen, wenn ihnen ihr ganzes Netzwerk hilft, dass dadurch die Bindungen im Netzwerk gestärkt werden, dass es aber nicht einfach ist, viele Leute zusammen zu trommeln, aber wenn es gelingt, hat auch die Gesellschaft was davon und die Geschädigten, weil Konflikte eben keine Krankheiten sind, sondern soziale Gelegenheiten, sich miteinander zu beschäftigen. Eine Gesellschaft, die ihre Konflikte sozial und nicht formal mit Gerichtsverhandlungen oder professionell mit Sozialarbeitern löst, ist eine lebendigere, lebenswertere Gesellschaft. All das sage ich, rede jetzt schon etwa fünf Minuten, ohne dass es dem Mann in Uniform

irgendwie langweilig zu werden scheint. Im Gegenteil, wenn etwas nicht präzise formuliert ist, legt er den Kopf schräg und runzelt die Stirn, was wahrscheinlich so viel heißt wie: ‚Erklären Sie das mal, wenn Sie hier rein wollen!‘ Nach einer gefühlten Ewigkeit kommt endlich ein erlösendes „Sounds good! Welcome to the United States of America! Was I nosy enough to show you that my job here needs also a lot of this social things you are talking about?“ Rumms – der Stempel kracht in den Reisepass: „ADMITTED – DEPARTMENT OF HOMELAND SECURITY“. Ich bedanke mich und schreite stolz über meinen ersten internationalen Erfolg in Richtung New York City. Jetzt bin ich hellwach und hätte eigentlich Lust zum Weiterreden. Könnte er Recht haben? Sieht man „Family Group Conference“ zu eng, wenn man es als eine Methode der *Sozialen Arbeit* begreift, oder überhaupt als *professionelle Methode*? Eines ist jedenfalls deutlich geworden: Ich brauche ein klareres Verständnis von ‚restorative justice‘. Bislang habe ich ja nicht einmal eine Idee, wie man das ins Deutsche übersetzen könnte. Mit diesem Vorsatz fahre ich zur 12. Weltkonferenz des International Institutes for Restorative Practices: zum Thema „Restoring Community in a Disconnected World“.

Szenenwechsel: Halle/Saale. Ein kleiner Sitzungssaal im Amtsgericht. Drei junge Männer auf der Anklagebank – neben ihnen ihre Verteidiger. Auf einem Podest, hinter massiven Holzpanelen, sitzen eine Richterin und zwei Schöffinnen der kleinen Öffentlichkeit gegenüber, die zur Verhandlung gekommen ist. Dazwischen, in der Mitte des Raumes, ohne Deckung nach vorne oder hinten, sitzt ein junger Mann, der Geschädigte. Links neben ihm hat mein Kollege als Prozessbegleitung Platz genommen. Er bildet eine Art Sichtschutz zur Anklagebank, wo die drei jungen Männer sitzen, denen man ansieht wie unwohl sie sich fühlen, obwohl sie eine gewisse lässige Männlichkeit an den Tag legen. Die Anklage ist Raub und Körperverletzung. Drei gegen einen. Die Richterin stellt Fragen an den jungen Mann in der Mitte, sie fragt ihn nach dem „Tathergang“, nach dem „Tatzeitpunkt“. Was genau ist passiert? Wer hat was getan? Hin und wieder wendet sie sich an einen der Angeklagten, was er dazu zu sagen habe. Schließlich möchte die Richterin wissen, mit welchen Folgen das Opfer seit dem Überfall zu leben hat. Der junge Mann schluckt und zählt auf: Er könne nicht mehr alleine rausgehen, bekomme Panikattacken mit Herzrasen, habe Gedankenkreise, nachts wache er schweißgebadet auf, ihm falle es schwer, sich zu konzentrieren, er könne zur Zeit nicht arbeiten gehen, immer wieder durchlebe er in Flashbacks den Überfall. Er habe eine Therapie angefangen, um mit dem Erlebten umgehen zu lernen. Sein ganzes Leben sei nicht mehr so wie es war. Das Ereignis habe alles umgeworfen und unsicher gemacht, was vorher Halt gab und sich sicher anfühlte. Einer der Täter habe ihm bereits vor Verhandlungsbeginn einen Entschuldigungsbrief geschrieben, wahrscheinlich weil das Punkte für die

Verhandlung bringe. Klar, der wolle eine weniger harte Strafe bekommen... Dann meldet sich der Verteidiger eines anderen Angeklagten zu Wort und kündigt an, dass auch sein Mandant sich entschuldigen wolle. Der geschädigte junge Mann möchte davon nichts hören, doch die Richterin lässt den Angeklagten gewähren, der dann davon erzählt, wie er selbst Opfer geworden sei und wisse, wie sich das anfühle. Seit dem ihm das passiert sei, trage er immer ein Messer bei sich, um sich sicherer zu fühlen. Der junge Mann in der Mitte des Raumes bittet die Richterin darum, dass er aufhören möge zu sprechen. Er wolle das nicht hören. Die Richterin entlässt ihn aus dem Zeugenstand und wir verlassen zusammen mit dem jungen Mann den Gerichtssaal. Unser Klient wirkt erschöpft, aufgewühlt und erbost. Er wollte keine Entschuldigung, denn die ändere nichts an seiner Situation. Er möchte eine gerechte Strafe. Für ihn war die Vernehmung wie ein zweiter Angriff, auf den er zwar durch die Opferhilfe etwas vorbereitet war, aber dennoch fühlte er sich zu sehr konfrontiert mit den Einlassungen der Täter, die einstudiert auf ihn wirkten. Die Arbeit bei der Opferhilfe Sachsen war meine erste Arbeitsstelle als angehende Sozialarbeiterin. Opferhilfe bedeutet, zu Opfern gewordene Menschen darin zu unterstützen, ihre Rechte geltend zu machen. Die Opferhilfe bereitet Menschen auf das Gerichtsverfahren vor, damit sie im Gerichtssaal nicht allzu sehr überrascht werden: von der Sprache und Strenge und davon, dass ihre Gefühle, ihr Leiden und ihre Meinung nicht ausschlaggebend sind, sondern sie als Zeugen nach „Fakten“ gefragt werden und nur auf Fragen zu antworten haben. Die Prozessbegleitung bietet einen kleinen Halt, doch Worte durchdringen auch den Sichtschutz, den die Begleitenden geben können. Im beschriebenen Fall hat sich die Richterin für das Gefühlsleben unseres Klienten interessiert, sie nahm Anteil daran. Alles in allem war es ein fairer Prozess, rational durchgeführt, strukturiert, am Ende standen drei Verurteilungen. Doch zufriedenstellend war das für unseren Klienten nicht. Er lebte weiter mit den Folgen und fühlte sich allein gelassen. Ein korrekter und fairer Prozess, eine engagierte Richterin plus Prozessbegleitung: das Verfahren ist entsprechend seiner Standards optimal geführt worden und dennoch ist das Ergebnis unbefriedigend. Dass formal stimmige Verfahren nicht selten sozial mangelhafte Ergebnisse zeitigen, begann mich mehr und mehr zu beschäftigen und damit die Frage, ob es Alternativen gäbe, mit mehr Dialog, mit echten, nicht nur strategisch inszenierten Gefühlen, in denen sich Opfer und Täter wirklich etwas zu sagen haben, vielleicht sogar Frieden finden können, wo etwas wieder gut gemacht werden und Versöhnung geschehen kann. Der Täter-Opfer-Ausgleich ging meines Erachtens in die richtige Richtung, war aber noch zu sehr am Gerichtsverfahren und zu wenig am sozialen Leben der Betroffenen orientiert. Viel wurde dazu schon geschrieben und irgendwie erschien mir dieses Verfahren schon etwas erstarrt, ohne sein Potential ausgeschöpft zu haben. Es musste mehr möglich sein. Ich durchstöberte

Bibliotheken, recherchierte im Internet und stieß auf „Restorative Justice“ und einen für meine Fragen vielversprechenden Fachdiskurs, der fast ausschließlich auf Englisch stattfindet...

Auch heute, einige Jahre nach Gerichtsverhandlung und Grenzkontrolle, haben wir noch keine befriedigende Übersetzung für „Restorative Justice“. Das ist deswegen schwer, weil „justice“ sowohl „Rechtssystem, Gerichtsverfahren“ als auch „Gerechtigkeit“ bedeutet, also sowohl den Prozess als auch das Ergebnis, sowohl die Methode als auch die Philosophie meint. Zudem mutet „restaurieren“ im Deutschen technisch und konservativ an. Der ausgesprochen postmoderne vielschichtige, transdisziplinäre Zugang zu Geschichte, Kultur, sozialer Funktion und die Verbindung des Historischen mit dem Aktuellen kommt allenfalls bei längerem Nachdenken ins Blickfeld. Dennoch gibt es in Deutschland einige Fachkreise, die sich mit diesem Thema – allerdings nicht unter derselben Begrifflichkeit – auseinandersetzen. Es werden unterschiedlichste Konferenzen gehalten und jeder Fachkreis diskutiert und berichtet in anderen Magazinen darüber. Das bedeutet, dass es keinen umfassenden Diskurs gibt, sondern verschiedene kleinere Strömungen. Gleichzeitig existiert hierzulande ein breiter Fachdiskurs zu „Lebensweltorientierung“, die der Frage nachgeht, wie ein verrechtlichtes, verwissenschaftlichtes, professionalisiertes und institutionalisiertes Hilfesystem selbstreflexiv seine eigenen Nebenwirkungen, die die beabsichtigten Wirkungen nicht selten konterkarieren, in den Blick bekommt. „Restorative Justice“ und „Lebensweltorientierung“ thematisieren Ähnliches, sind aber in der fachlichen Diskussion selten miteinander verbunden. Vielleicht deswegen, weil in der englischen Literatur „lifeworld orientation“ nicht vorkommt und in der deutschen selten „restorative justice“. Noch weniger präsent ist in Deutschland der Fachdiskurs zur „indigenisierten Sozialen Arbeit“, der auf Konfliktlösungspraktiken aus alten Zeiten setzt, die heutzutage nur noch bei indigenen Völkern gut zu studieren sind und in modernen Gesellschaften oft durch moderne System überlagert oder ganz abgelöst wurden. „Indigenisierte Soziale Arbeit“ stellt sich zur Aufgabe, solche traditionellen Formen zu finden und mit modernen Hilfemethoden und Verwaltungsverfahren zu verbinden, weil die alten Praktiken immer viele Menschen beteiligten und dadurch eine heilsame gemeinschaftsbildende Nebenwirkung hatten. Hier wäre von Bürgern mit Migrationshintergrund einiges zu lernen, bislang wird ja eher erwartet, dass sich diese schnell an die hiesige Kultur anpassen und ihre eigenen Traditionen über Bord werfen. Auch in der Zusammenschau der parallel laufenden Fachdiskussionen steckt vermutlich Potential, das wir mit diesem Buch zusammenbringen, um methodisch zu veranschaulichen, was „Restorative Justice“ ist und welcher soziale Mehrwert darin liegt.

Restorative Justice

Theorie und Methode für die Soziale Arbeit

Früchtel, F.; Halibrand, A.-M.

2016, VI, 132 S. 9 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-10178-7